

**Werner Lauff:**

## **Eine Bewegung und ihre Erstarrung**

### **Erinnerungen an „Student für Berlin“ (1. Teil)**

Ich erinnere mich gerne an den „Student für Berlin“. In ihm ruht gar manche Erfahrung meines Lebens, aus ihm habe ich für mein weiteres Leben viel gelernt. Warum sich aber öffentlich erinnern? Ich denke, es lohnt sich, weil „Student für Berlin“ immerhin ein Stück Jugendgeschichte der letzten 20 Jahre ist. Eine gründliche historische Aufarbeitung wäre sicherlich äußerst interessant und nützlich. Vielleicht sind meine Erinnerungen ein Anfang dazu.

Vor rund 20 Jahren, im Sommer 1963, betreuten wir 5000 Berliner Kinder in 120 Ferienheimen von den Alpen bis zur See. Wir, das waren damals 800 Studenten aus 30 deutschen Hochschulorten. Das Ganze war die Fortsetzung einer Aktion, die 1958 im *Kleinen* begonnen hatte und die 1982 im *Großen* endete. In der Zwischenzeit entfaltete sich ein in jeder Hinsicht bewegtes Programm, zu dessen Verwirklichung mehr oder weniger direkt nahezu 200 000 Studenten im In- und Ausland beigetragen haben und das insgesamt knapp 100 000 Berliner und anderen Großstadtkindern zugute kam. Die Heimeltern von weit über eintausend Ferienheimen, vorwiegend in Westdeutschland, aber auch von England bis Jugoslawien, von der Schweiz bis Norwegen, wirkten in all den Jahren zunächst mehr engagiert, schließlich mehr distanziert an dieser sozialpädagogischen Arbeit mit. In den Anfangsjahren fehlte die Mark für das Porto nach Berlin; in den Schlußjahren die Million zur Abdeckung der Schulden.

#### **Die Idee und ihr Beginn: Jugendverwaltungen blockieren**

Es begann an der Bergakademie Clausthal. In diesem Harzer Bergstädtchen gingen die Uhren damals noch anders als in anderen deutschen

Universitätsstädten. Wir waren dort noch sehr von dem Trubel der Welt abgeschnitten: Autos gab es kaum und nicht einmal 1 Prozent der Studenten waren weiblich. Eine große Studentengruppe waren die Spätheimkehrer, die mehr mit Rückbesinnung beschäftigt waren, während wir Jüngeren mehr das Studentenleben genossen. Niemals mehr habe ich soviel gesungen und soviel Bier getrunken wie damals in Clausthal. Zum geringeren Teil waren wir die „skeptische Generation“, zum größeren die unpolitische Wirtschaftswunderjugend in der Adenauerschen Alleindemokratie.

Als aufgeweckter Philosophiestudent aus Löwen kam damals der Schweizer Jörg Gerster zu uns nach Clausthal, um Keramik zu studieren. Er hatte ein waches Auge für die Besonderheiten im geteilten Deutschland. Als Unternehmersohn verfügte er über ein quasi naturwüchsiges Gespür für Ideen, aus denen etwas zu machen ist. Im Herbst 1958 kam er von einer Berlinreise mit der Idee zurück, Berliner Kinder in den nächsten Sommerferien in ein Schweizer Schloß einzuladen. Er hatte den Aufruf des Bundespräsidenten Heuß gelesen, möglichst alle Berliner einmal im Jahr aus der Großstadt herauszuholen. Die Gespräche mit einem befreundeten Berliner Arzt hatten ihn von der Notwendigkeit der gesundheitlichen Hilfe für die kleinen Berliner überzeugt. Die Idee der Ferienlager für Berliner Kinder war geboren.

Mit der guten Idee war zunächst aber weniger Zustimmung als Widerstand geboren. Die Kinderbetreuung in eigener studentischer Regie war ein neuartiger Vorgang, der in der Jugend- und Sozialbürokratie nicht etabliert war. Auf den verschiedenen Ebenen der Verwaltung reagierte man im sachlichen und menschlichen Umgang mit diesem verbandslosen studentischen Angebot zunächst durchgehend hilflos, dann ableh-

nend. Es gab dafür eben keine Verfahren, keine Töpfe im etablierten System. Um auf politischer Ebene persönlich initiativ zu werden, fehlte das Vertrauen – wie beispielsweise bei der legendären damaligen Berliner Jugendsenatorin Ella Kay. Die Stiftung „Hilfswerk Berlin“, um Bezuschussung unserer geplanten Berlinhilfe angegangen, überlud uns sogar mit Vorwürfen der Anmaßung, Überheblichkeit und Unverantwortlichkeit. An die verwalteten Kinder und das verwaltete Geld konnten wir also mit unserem guten Vorsatz so ohne weiteres nicht herankommen. Das politische und bürokratische System stellte sich – wie immer bei neuen Entwicklungen – zunächst einmal auf freundliches bis mürrisches Abwimmeln ein. Solche Verwaltungsprinzipien sind der Tod vieler Jugendinitiativen.

Bürokratischer Widerstand machte uns jedoch stärker, aber auch mißtrauischer. Wollte sich die Berliner Senatsbehörde nicht von der Ernsthaftigkeit unserer Idee überzeugen und keine Kindergruppe in den geplanten Ferienaufenthalt schicken, so mußten wir die Kinder einzeln suchen. Die Jugendverwaltung mußte ausge-trickst werden: Statt ein Mal 30 suchten wir schließlich sechs Mal fünf Kinder. Bei mehreren kleineren Verbänden und Organisationen hatten wir Heimplätze mit studentischer Betreuung im Harz angeboten, ohne von der Idee eines größeren Ferienlagers zu sprechen. Nur mit nicht lupenreiner Wahrheit konnten wir organisatorisch möglich machen, was verwalterisch blockiert war. Wenn Vorhaben gelingen sollen, wollen Verwaltungen umgangen oder belogen sein – so unsere damaligen Erfahrungen. Fäden, die in Berlin getrennt wurden, liefen also im Harz wieder zusammen. In eigener Bescheidung hatten wir – statt in einem Schweizer Schloß – in der Skihütte der Bergakademie auf dem Sonnenberg im Harz die gemeinschaftliche Unterkunft für die Kinder vorbereitet. Die Heimeltern der ersten Stunde, Familie Bauerochs, viele Studenten und der Rektor der Bergakademie begrüßten die Kinder im ersten Feriensommer 1959 aufs herzlichste. Fünf Bergbaustudenten betreuten sie dann drei Wochen lang aufs vortrefflichste. Davon überzeugte sich in der Mitte des Aufent-

haltes der eingeladene unkonventionelle Kreuzberger Bürgermeister Kressmann mit seiner Sozialrätin, Frau Bennemann. Es war Mittagszeit. Die Kinder machten gerade Siesta. Sie lagen bei Mozartmusik in Stillbeschäftigung oder schlafend auf ihren Betten. Begeistert erzählten die Kinder, was sie hier bereits alles erlebt hatten. Begeistert und überzeugt war auch der Bürgermeister: Die Kinder des nächsten Jahres sollen aus Berlin-Kreuzberg kommen.

Der Grundstein war gelegt. 1960 und 1961 kamen zwei weitere Bausteine dazu. Für den Sommer 1962 planten wir nach dem Mauerbau zehn Ferienlager im Harz, Solling und Deister für 350 Berliner Kinder mit 50 betreuenden Studenten. Die Innere Mission mit Schwester Edith machte in diesem Jahr als Entsendestelle mit. Obwohl die Unterbringung Berliner Kinder auf dem Sonnenberg schon vom Namen her so gut in die Aktion „Ein Platz an der Sonne“ des Hilfswerks Berlin hineingepaßt hätte, lehnte dieses erneut eine finanzielle Unterstützung unserer Pläne ab. Die Begründung war stets die gleiche: Ohne Fachpersonal kann Studenten die Kinderbetreuung nicht zugetraut werden. Wir wußten es inzwischen besser. Auch der damalige Bundespräsident Lübke bewies mehr Mut als die Verantwortlichen im Hilfswerk, indem er zu unserer Initiative schrieb: „Sie haben durch Ihr Wirken erneut bewiesen, daß die junge Generation in der Bundesrepublik heute Hilfsbereitschaft und Gemeinsinn an den Tag legt, wenn es gilt, vordringliche Aufgaben zu lösen oder bestehende Notstände zu beseitigen. Daß Sie nicht nur mit Idealismus, sondern auch mit großer Sorgfalt an die Arbeit gegangen sind, hat mich besonders gefreut.“

Doch Bundespräsidenten sind gut für schöne Worte, nicht aber für finanzielle Unterstützungen. Hier mußten wir uns erneut auf die eigene Kraft besinnen. Im Mai 1962 fehlten uns noch 12.000 DM für die Abwicklung der damaligen Ferienlager. So organisierte ich im Juni – inzwischen als frischgebackener Diplom-Ingenieur – die Aktion „Studentenblut für Berliner Kinder“ an der Universität Marburg. 400 Studenten sollten an zwei Tagen je 400 ccm Blut in den

Behringwerken spenden, wofür jeweils 30 Mark in die Kassen unseres Ferienlagerprogramms fließen sollten. Nach aufwendiger 14tägiger Information und Organisation in Marburg (die Bundeswehr übernahm den Transport zwischen Universität und Behringwerken) beteiligten sich über 900 Studenten. Dieser Erfolg bedeutete: 1. Die Aktion 1962 war insgesamt nun gesichert. 2. Nicht-Clausthaler Studenten hatten ihr aktives Interesse an unserer Initiative deutlich bekundet. 3. Es stand ein Überschuß von 15000 DM für die Ausweitung der Aktion auf andere Universitätsstädte zur Verfügung. 4. Mich hatte diese Blutspendeaktion vollends in eine hauptverantwortliche Mitarbeit für die künftigen Vorhaben hineingezogen.

### **Traditionelle Organisationen wollen Eigenständigkeit verhindern**

Der Erfolg von Marburg motivierte uns zu weit größeren Plänen. Der Presse hatten wir entnommen, daß 11000 Berliner Kinder von den bisherigen Verschickungsprogrammen überhaupt noch niemals erfaßt worden waren. Dies seien vorwiegend Kinder amtsscheuer Eltern aus den unteren sozialen Schichten, so wurde berichtet. Genau diese Kinder wollten wir für das nächste Jahr in Zusammenarbeit mit der gesamten deutschen Studentenschaft in unsere Ferienlager einladen. Weil die traditionellen Organisationen unfähig schienen, diese Bevölkerungskreise zu erreichen, wollten wir uns in Zusammenarbeit mit interessierten Berliner Sonder-, Grund-, Haupt- und Berufsschullehrern vorwiegend diesen Kindern und Jugendlichen sowie deren Eltern zuwenden. Sollte das Hilfswerk Berlin uns auch fürderhin seine Unterstützung versagen, so wollten wir eine eigene europäische Spendenorganisation aufbauen. Noch während wir unsere Kinder des Jahres 1962 betreuten, luden wir zum 1. August zu einer Pressekonferenz auf dem Sonnenberg ein, um sowohl den Erfolg der ausklingenden Arbeit als auch unsere künftigen Pläne publik zu machen. Unsere Ankündigungen enthielten mehr sozialpolitischen Zündstoff, als wir angenommen hatten. Trotz ungünstiger Ver-

kehrslage erschienen über 50 Vertreter von Sozial-, Jugend- und Wohlfahrtsverbänden bzw. -behörden im Harz, die wir eigentlich gar nicht eingeladen hatten. Statt einem Loblied – wie wir es erwartet hatten – glich diese Pressekonferenz eher einem Abgesang – wie wir ihn nicht haben wollten. Daran konnten auch die telegraphisch übermittelten befürwortenden Äußerungen des Bundespräsidenten nichts ändern. Die Vertreter der Fachwelt kritisierten unsere Pläne als Größenwahn, die Journalisten blieben skeptisch, lediglich ein Offizier der Bundeswehr, der an der Blutspendeaktion beteiligt war, blieb optimistisch. Während wir sinnvolle Hilfe säen wollten, mußten wir erneut politische Abwehr ernten.

Heute muß ich zugeben, unser damaliges Politikverständnis war naiv, wir waren mehr am Machen als an politischer Einordnung interessiert. Ohne es wahrhaben zu wollen, berührten unsere Vorhaben jedoch in der Tat mehrere sensible Knotenpunkte damaliger Politik: Wir beschäftigten uns *erstens* mit Berlin, das nach dem Mauerbau erneut zu einem Politikum ersten Ranges geworden war und das dann zum Anschauungsmittel Nr. 1 in der westlichen politischen Bildungsarbeit avancierte. Wir wirkten *zweitens* genau zu dem Zeitpunkt sozial engagierend in die deutschen Hochschulen hinein, als diese Lehre und Forschung von dem nach Kriegsende übertragenen Erziehungsauftrag wieder zu befreien versuchten. Eine entsprechende Erziehungsabsicht nach anglikanischem Muster sollte fürderhin außeruniversitär sowohl in traditionellen Verbindungen und Verbänden als auch in neu zu errichtenden Studentenwohnheimen verankert werden. Damit sollte der Vermassung und Entpersönlichung der Universität entgegengewirkt werden. Wir versuchten *drittens* in einen Bereich der Sozialpolitik einzudringen, der traditionell in den Jugendbehörden und Wohlfahrtsverbänden institutionalisiert war. Zwar bestand in der Ferienlagerpädagogik immer schon ein besonderer Bedarf an qualifizierten, kurzfristig einsetzbaren pädagogischen Mitarbeitern – wie die sprunghaften Entwicklungen des damaligen „Studentischen Jugendarbeitsprogramms“ zeigen können –, doch an einer

eigenständigen studentischen Betreuungsorganisation bestand zu keiner Zeit ein politisches Interesse.

Wo immer wir uns um eine solche Einordnung mit dem Ziel einer öffentlichen finanziellen Förderung bemühten, stießen wir auf die Stiftung „Hilfswerk Berlin“. Der zersplitterten Fachwelt war es in den Jahren zuvor gelungen, alle bedeutenden sozialen und finanziellen Hilfen für Berlin in dieser Stiftung zu zentralisieren. Dies wäre nicht schlecht gewesen, hätte man die Monopolstellung nicht zur Unterdrückung von Einzelinitiativen mißbraucht. Dies war aber uns gegenüber auch nach der erfolgreichen Arbeit in den vorangegangenen Jahren weiterhin der Fall. Aus einem irrationalen Mißtrauen einiger Mitarbeiter des Hilfswerks allem Studentischen gegenüber wurden unsere Förderungsanträge stets von neuem abgewiesen. Um hier weiterzukommen, begannen wir den politischen Druck auf das Hilfswerk zu verstärken. Bereits im Januar 1962 hatte ich über 100 Stellen und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, auch mehrere Minister, über die fatale Situation informiert. Auf unser Ersuchen hin wurden zahlreiche behördliche und private Briefe an die Stiftung gerichtet, um diese zu einer Aufgabe ihrer starren Ablehnungshaltung zu bewegen.

Doch die eingenommene Haltung des Hilfswerks blieb zunächst weiterhin unerschütterlich. Am Geld konnte es nicht liegen, denn darüber verfügte die Stiftung reichlich. Wir paßten der Stiftung lediglich nicht ins Konzept, das den Bau von Familiendörfern im Allgäu den Vorzug gab gegenüber den weniger kontrollierbaren Ferienlagern von Studenten. Wo gute Worte nicht helfen, hilft schließlich nur noch das Geld. In dem „Arbeitskreis Spendenwesen der Deutschen Industrie“ hatte der „Student für Berlin“ zwei heimliche Verehrer für seine unbekümmerte Initiative gefunden: die sozial engagierte Leiterin des Archivs für Wohlfahrtspflege in Berlin, Frau Dr. Sophie Quast, und den studentenfreundlichen Geschäftsführer des „Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft“, Herrn Dr. Nord aus Essen. Unter ihrer Fürsprache entschloß sich der Arbeitskreis, das Hilfs-

werk Berlin vor die Alternative zu stellen, entweder die Studenten unterstützen zu wollen oder auf die Industriespenden von 1,5 Millionen DM im nächsten Jahr verzichten zu müssen. Diese Sprache verstand das Hilfswerk und ließ schließlich – wohl auch wegen der deutlicher gewordenen Fürsprache aus Berlin selbst – zaghafte Bewegungen an der starren Ablehnungsfront zu. Weiteren verwalterischen und finanziellen Ver selbständigungen unserer Aktion sollte auf alle Fälle entgegengewirkt werden.

### Standfestigkeit und Beweglichkeit

Auf zwei Verhandlungsebenen konnte die sozialpolitische Einordnung des „Student für Berlin“, der inzwischen als gemeinnütziger Verein eingetragen worden war, vorangebracht werden: Im Dezember 1962 wandte sich zunächst Herr Konsistorialrat Philips, damals Vorsitzender der Berliner Arbeitsgemeinschaft des Hilfswerks Berlin, mit dem Ersuchen um ein Gespräch an uns. Diese Gespräche hatten zum *ersten* das Ziel, uns an die traditionellen Berliner Entsendestellen (Senat, Innere Mission, Caritas, Arbeiterwohlfahrt, DRK, DPWV) zu binden und uns keine eigenen Entsendestellenbüros in Berlin errichten zu lassen; zum *zweiten* sollten sie dahin führen, daß wir die Bedarfszahlen der Berliner Entsendestellen zur Grundlage unserer weiteren Planungen machten. Im Verlaufe der Gespräche reduzierte sich dementsprechend unser Plan – insbesondere auch zu unserer eigenen Entlastung – von 11000 auf 5000 Kinder. Für diese Zahl übernahmen die Berliner Entsendestellen die Garantie.

Ging es auf der ersten Verhandlungsebene um die sozialpolitische Einordnung des Programms, so ging es in den Gesprächen mit dem Direktor des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, Herrn Stalss, Kuratoriumsmitglied der Stiftung, um unsere finanzpolitische Einordnung. Konkret ging es um das Angebot der Mitgliedschaft im Paritätischen Wohlfahrtsverband, die als Grundbedingung für eine finanzielle Förderung angesehen wurde. Erst unter dem Eindruck wiederholter Versicherungen, daß ein solcher

Schritt sich nicht als Anschlag auf unsere Selbständigkeit herausstellen würde, stimmten wir auch diesem Ansinnen zu. Dessen ungeachtet blieb uns noch lange uneinsichtig, weshalb eine bewährte und sinnvolle sozialpädagogische Initiative so weitgehend in vorgegebene politische, juristische und organisatorische Strukturen eingebunden werden muß, um öffentlich förderungswürdig zu werden. Im nachhinein sehe ich unsere damaligen Verhandlungen mit den Herren Philips und Stauss als bedeutende Hilfen der etablierten Sozialarbeit für mehr strukturelle und politische Klarheit in unserer eigenen Initiative an. Hier waren Beispiele fairer Auseinandersetzungen für uns erlebbar geworden, die in der Lage waren, unseren motivationalen Wildwuchs zu stützen, ohne das potentielle Wachstum zu hemmen.

Als Jugendinitiative hatten wir das „Glück“, daß wir in den bestehenden sozialpolitischen Rahmen hineinpaßten, ohne wesentliche Bestandteile unseres Selbstverständnisses und unseres Willens veräußern zu müssen. Jugendinitiativen, bei denen genau dies nicht so möglich ist, die ihre Vorhaben aber dennoch für gesellschaftlich sinnvoll halten, zerbrechen vielfach an der Unbeweglichkeit der starren Vorweginstitutionalisierungen in unserem Gemeinwesen. Jugendpolitisch halte ich es deshalb für notwendig, daß sich die etablierten Institutionen wieder mehr in Richtung auf Bewegung öffnen. Bewegung ist das Vorrecht der Jugend, Standfestigkeit – nicht Unbeweglichkeit – dasjenige von Institutionen. Indem unsere damaligen Verhandlungspartner standfest und zugleich beweglich waren, haben sie uns sehr geholfen. Im Rückblick möchte ich dennoch bezweifeln, ob es richtig war, unseren Anspruch auf eine eigene Entsprechungsstelle in Berlin ganz aufzugeben; denn diese Unterlassung hat den „Student für Berlin“ an einem ganz entscheidenden Punkt stets unselbständig und abhängig gehalten.

Was lange währt, ward endlich gut. Der jahrelange Kampf mit dem „Hilfswerk Berlin“ ging am 19. April 1963 zu Ende. Der allzu früh verstorbene Präsident der Stiftung, Herr OB Bockelmann, wurde sogar zum berühmten Freund und Gönner unserer Vorhaben.

## Kinder, Betreuer, Heime und Finanzen

Der Ankunftstag der ersten unserer 5000 Ferienkinder war der 10. Juli 1963. Die späte Übereinkunft mit dem Hilfswerk – nur knapp drei Monate vor Beginn der Aktion – hatte uns erheblichen Magendruck bereitet. Vorher schon waren Verhandlungen mit dem VDS (Verband deutscher Studentenschaften) unter der Leitung seines damaligen Vorsitzenden Lothar Krappmann gescheitert, die Studenten an deutschen Hochschulen über Spenden von 1 DM pro Semester an der Aktion zu beteiligen. Mit einem solchen bundesweiten Spendenbeschluß der Studentenverbindung Wingolf waren die Feriencamp der ersten Jahre finanziert worden. Allzu lange blieb unklar, ob wir die erforderliche Million für 1963 überhaupt noch würden aufbringen können. Diese Unsicherheit nach innen durfte nicht nach außen dringen. Denn wenn nur ein Rädchen im ganzen Getriebe nicht mitlief, dann liefen die anderen auch nicht. Wo wir Kinder haben wollten, mußten wir sagen, daß wir die Betreuer, Heime und Finanzen bereits hätten. Wo es um die Belegung von Heimen ging, fehlten eben nur diese. So ist es zu verstehen, daß wir gegen Ende des Wintersemesters 1962/63 für 800 000 DM Heimplätze unter Vertrag hatten, in der Kasse aber nur noch über 2000 DM verfügten. Wollten wir das Ganze, so mußten wir die Teile nebeneinander entwickeln; zum zeitlichen Nacheinander fehlte die Zeit. Die wichtigste zeitliche und sachliche Überbrückungshilfe war unser sorgfältig geplanter Übermut: Ich war mir sicher, daß wir es schaffen, auch wenn ich unsicher wurde.

Für jede Hochschule stellten wir Mappen und stapelweise Papierunterlagen zusammen. Nachdem die Allgemeinen Studentenausschüsse und die Rektorate aller Hochschulen über die Absicht zur Gründung von Arbeitsgemeinschaften „Student für Berlin“ unterrichtet waren, ging es los: den Wagen bis unters Dach voll gepackt mit Papieren und Plakaten („Große Ferien mit kleinen Berlinern“), mit Reisetasche und Schlafsack. Vier Tage waren für jede Hochschule veranschlagt: Jetzt wurde aufgerufen, gewor-

ben, vorgetragen, geredet, informiert, kontaktiert. Kaum jemand, den unser Wirbel nicht zumindest berührte. Abgeschlossen wurde die Werbung an jeder Hochschule mit einer förmlichen Gründungsversammlung in Anwesenheit der örtlichen Presse. Schließlich wählte jede Versammlung einen sechsköpfigen Vorstand, dem ein Startgeld von 200 DM übergeben wurde. Anschließend haben wir gefeiert – meistens nach mitreißender Clausthaler Art – denn für solch eine Aktion wollen nicht nur die Köpfe, sondern auch die Herzen, ja die ganzen Menschen gewonnen sein.

Nach Monaten informierender und organisierender Reisetätigkeit existierten an 30 deutschen Hochschulen mehr oder weniger stabile Arbeitsgemeinschaften „Student für Berlin“. Ihre Kleinarbeit begann. Mit besonderer Freude fuhren die Arbeitsgemeinschaften in die grüne Umgebung ihrer Hochschule, um im persönlichen Kontakt Heime für unsere Aktion zu gewinnen. Die örtliche Erfassung der Heime war teilweise so lückenlos, daß sich zeitweilig die Mitarbeiter verschiedener Hochschulen die Klinken in die Hand gahen. Vielfach begleiteten engagierte Jugendpfleger die Studenten. Die Heimeltern waren leicht für unser Anliegen zu gewinnen, obwohl wir eine unhekannte und dazu noch rein studentische Unternehmung waren. Wir versuchten sie ernst zu nehmen, so wurden auch wir ernst genommen. Wir garantierten prompte Bezahlung der vereinbarten Tagessätze (was wir einhielten), wir sicherten bei sieben Kindern pro Betreuer eine straffe Leitung zu (hier waren die Erwartungen der Heimeltern teilweise zu hoch, die der Studenten teilweise zu niedrig), und wir versprachen eine familiäre Einbeziehung der Heimeltern in unsere Ferienlager.

Je mehr Heime, desto mehr Geld wurde notwendig. Geld ist aber ein Problem anderer Qualität. Der Weg zu seiner Beschaffung war allerdings – ähnlich wie unsere Suche nach Heimen – immer auch mit viel studentischem Spaß verbunden: Blutspendeaktionen mit Imbiß, Wohltätigkeitsfeste mit Tombola unter Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten, der Nikolaus kommt ins

Haus (damit haben wir damals im großen Stil angefangen), Briefmarkensammelaktion mit dem Philatelistenring, Apfelsinenverkauf auf dem Marktplatz mit Kasperletheater usw. 70000 DM brachten diese Unternehmungen in den Arbeitsgemeinschaften.

Als wir noch damit rechneten, das Verschickungsprogramm 1963 mit einem Umfang von rund einer Million DM aus eigener Kraft finanzieren zu müssen, planten wir die Forstaktion. Eine kleine Pressenotiz vom Januar ging dem voraus: „Im deutschen Wald fehlen Arbeitskräfte für Pflanz- und Wegearbeiten.“ Über die „Schutzgemeinschaft deutscher Wald“ boten wir dem Minister für Landwirtschaft und Forsten ein „Waldarbeiterbeschaffungsprogramm“ an (der Engpaß lag damals auf dem Arbeits-, nicht auf dem Kapitalmarkt): 10000 Studenten arbeiten zugunsten des „Student für Berlin“ einen Tag lang im Wald.

Trotz Regen wurde das Ganze eine Riesengaudi: Studenten hatten nicht nur Spaten, sondern auch Gitarren mitgebracht, für Essen sorgte so manche Gulaschkanone, Brauereien stifteten Bier. Fast 10000 Studenten und Schüler arbeiteten im Wald und mehr als 100000 DM füllten schließlich unsere Kassen – allerdings nicht bevor wir noch eine heftige Kontroverse mit verschiedenen Länderfinanzministerien ausgefochten hatten: müssen die studentischen Verdienste versteuert werden oder nicht? Natürlich waren sie nicht zu versteuern.

Die Stimmung damals in den Wäldern mag am besten der Bericht des Forstmeisters Dr. Mylius aus St. Andreasberg im Harz wiedergeben: „Die Leistungen waren sehr gut und lagen zum Teil über denen der Waldarbeiter. Es wurde willig und freudig gearbeitet und es herrschte durchweg eine fröhliche Stimmung. Hervorzuheben ist besonders die freudige Einsatzbereitschaft der ausländischen Studenten. Viele Studenten bekundeten, daß sie diesen Arbeitseinsatz auf alle Fälle zu den frohen Erlebnissen ihres Semesters zählen.“

Von ähnlichen Großaktionen hatten wir noch mehrere geplant. Mit einem großen studentischen

schen Blutspendedienst wollten wir dem jährlichen Defizit von damals 700000 Blutkonserven entgegenwirken. Dieser Plan scheiterte an Konkurrenzängsten des DRK, das an seiner Monopolstellung für die kostenlose Blutspende festhalten wollte. Oder ein anderes Beispiel: Aus Anlaß des Kennedy-Besuches sollten in Berlin hunderttausend mit Gas gefüllte Luftballons verkauft werden. Karten mit dem Absender des „Student für Berlin“ und der Aufschrift: „Denkt an Deutschlands Wiedervereinigung“ sollten in nahe und ferne Länder getragen werden. Doch die Firma Linde lieferte uns das zugesagte Gas nicht. Begründung: Befürchtete Behinderungen im Osthandel. Das studentisch Übermütige, ja das bei aller Verbindlichkeit Unverbindliche war ein besonderes Kennzeichen all unserer Aktionen, das uns über viele Rückschläge hinweghalf.

Kinder, Betreuer, Heimeltern, die Eltern und die Entsendestellen waren zufrieden mit unserer Aktion im Jahre 1963. Auf einer überregionalen Pressekonferenz in Herrschbach wurde Bilanz gezogen: „Student für Berlin hat seine Bewährungsprobe schon bestanden – Ferienerholung für 5000 Kinder geht zu Ende“, schrieb die Westdeutsche Allgemeine Zeitung am 16. August 1963. Und Frau Margot Koch – eine der vielen positiven Elternstimmen aus Berlin – meinte: „Beanstandungen keine. Nein! Vorschlag oder Wunsch: Diese Art von Betreuung in Ferienheimen sollte schleunigst in der ganzen Bundesrepublik Schule machen.“

### **Eine feste Hand bei der Auswahl der Betreuer**

Was war das Besondere an dieser Betreuung? Eine mehr äußere Besonderheit war, daß die Betreuer alle jung waren. Das pädagogisch Besondere überblickten wir damals selbst nicht. Wir waren uns einfach sicher, daß wir es im Sinne der Kinder gut machten. Wir zweifelten nicht, wir handelten. Damit überzeugten wir. Obwohl fachunkundige Laien, trotzten wir den Spezialisten. Was Fachkundigen fraglich, war uns Berg-

baustudenten selbstverständlich. Unser Problemhorizont blieb überschaubar. Pädagogisches Denken war für uns nicht akademischer Selbstzweck, sondern immer bezogen auf unser Handeln. Wir profitierten im Handeln von Beschränkungen im Denken. Wir wollten nicht mehr, als wir konnten und wir konnten genau das, was wir damals wollten.

Sieht man vorerst einmal von unserem Betreuungskonzept ab, so begann das Besondere unserer Betreuung mit der Auswahl der Betreuer. Wir suchten den fleißigen Studenten, nicht den faulen. Wir wollten kein Tummelplatz für Kommilitonen sein, die mit ihrem Studium nichts anzufangen wußten. „Das freiwillige Sich-zur-Verfügung-Stellen nützt nichts, wenn es nicht gepaart ist mit der stetigen Bereitschaft auch zur lästigen Kleinarbeit und zum Nicht-Aufgeben“, hieß es im Vorwort der Betreuerrichtlinien. Dieser Satz war nicht nur *Appell* an unsere Mitarbeiter, sondern immer auch Kriterium für ihre Auswahl. Die Werbung der Betreuer gehörte zu den Aufgaben der Arbeitsgemeinschaften, ihre Schulung und letztendgültige Auswahl oblagen allein der Zentrale – also Jörgen Gerster und mir. Bei aller Dezentralisierung verhielten wir uns in allen Betreuerangelegenheiten äußerst zentralistisch.

Der Grund dafür: Zu oft hatten wir gehört, daß Studenten es an Zuverlässigkeit und Mitverantwortung in Ferienlagern fehlen lassen. Anhand verschiedener Aufenthaltsberichte der Berliner Entsendestellen hatten wir uns selbst von entsprechenden Vorkommnissen überzeugt. Bereits bei der Anmeldung informierten wir die Studenten deshalb einheitlich mit einem Formblatt über alle Betreuerpflichten und -rechte: Wer kann Leiter/Betreuer werden? Wie geht die Betreuerschulung vor sich? Es wird eine Aufwandsentschädigung von 100 DM gewährt usw. Zur Information der Zentrale füllten umgekehrt alle Betreueranwärter die 24 Fragen unseres Formblatts aus: Waren Sie früher in einer Jugendgruppe? Haben Sie schon einmal betreut? Wie schätzen Sie Ihren Umgang mit Kindern ein? Spielen Sie ein Instrument? Haben Sie eine Erste-Hilfe-Ausbildung oder den DLRG-

Schein? Mit wem wollen Sie zusammen betreuen? Wollen Sie Leiter oder Betreuer sein? usw. Schon vor Beginn der Schulungskurse hatten wir uns mit diesen Bögen jedem Betreuer bekannt gemacht und der einzelne Betreuer sich uns. Das Ritual seiner Anmeldung war verbindlicher als unter Studenten üblich. Der Student gab nicht nur, sondern es wurde auch von ihm gefordert. Wer diese Ansprüche der Institution an die Person schon bei der Anmeldung nicht zu erfüllen vermochte, der schied bereits an dieser Stelle unseres Auswahlprozesses als Betreuerkandidat aus.

### Lernen aus dem eigenen Tun heraus

Selbstverständlich konnte grundsätzlich jeder Student beim „Student für Berlin“ Betreuer werden. Unerläßliche Bedingung aber war die Teilnahme an einem unserer Betreuerkurse. Von Anfang Mai bis Anfang Juli hielten wir an jedem Wochenende zwei solcher Betreuerkurse ab. Auf 19 Kursen – quer über Deutschland verteilt – haben wir 1963 insgesamt nahezu 800 Betreuer ausgebildet. Als Schulungsstätten wählten wir – wo das möglich war – solche Ferienheime, in denen wir später dann Kinder betreuten. Jeweils freitags Punkt 14.00 Uhr begannen wir. Pünktlichkeit war eine der ersten Vorübungen für die Arbeit in den Aufenthalten. Statt Begrüßung probierten wir einen gemeinsamen Gesang. Also gleich Aktion: Soziale Verfestigungen in der Sitzordnung lockerten sich, akademische Seminarhaltungen wurden abgebaut. Obwohl man erst nicht singen wollte, fand man's hinterher gut. Inhaltlich waren die Kurse vollgepackt bis oben hin: Samstags 7 Uhr beispielsweise begannen wir mit Frühsport, samstags 23 Uhr endeten wir mit Abendunterhaltung. Der Tagesablauf im Kurs enthielt fast alles, was im Tagesablauf des Lagers vorkommt. Aus dem *eigenen* Tun heraus lernten wir die spätere Arbeit kennen. Wir dachten: Probleme, die wir beim Wecken zum Frühsport *hier* haben, werden später mit den Kindern *dort* wieder auftauchen. Konflikte und Konfliktbewältigung auf dem Kurs sind Beispiele für Entsprechungen im La-

ger. Hier sind die Betreuer dem Sagen der Schulungsleiter konfrontiert, dort die Kinder den Betreuern gegenüber. Aus eigenem Erleben wächst Einfühlung in die Situation der Kinder. Wie wir uns heute hier den Heimeltern gegenüber verhalten, kann gutes oder schlechtes Beispiel sein für unser Verhältnis zu den Heimeltern morgen im Aufenthalt mit den Kindern.

Es war kennzeichnend für unsere Kurse, daß wir das Anschauungsmaterial für unser Lernen beständig selbst produzierten. Mit den vielen theoretischen Themen (Aufsichtsfragen; Organisation; das Kind von heute, Strafe, Tagesplan usw.) und den praktischen Aktivitäten (Singen, Spielen, Tanzen, Basteln usw.) war das Arbeitsprogramm stets voller Erlebnis und Spannung. Das Pausenbedürfnis wurde weitgehend durch den Wechsel von theoretischen zu praktischen Themen befriedigt. Selbst unsere Mahlzeiten gestalteten wir so, wie es dem gemeinsamen Essen mit Kindern entspricht, und lernten auch dabei für den Aufenthalt mit den Kindern. Der 24-Stunden-Dienst in der Kinderbetreuung war schon auf den Betreuerkursen Wirklichkeit. Wer die Belastungen hier nicht aushielt, würde sie im Ferienlager erst recht nicht aushalten – so die damalige Devise.

Wer diese Tage *durchstand*, der hatte dennoch noch nicht *bestanden*. Die Prüfung war der nächste Schritt unserer Auswahlprozedur. Studenten prüften Studenten. Ja, mehr noch: Bergbaustudenten prüften auch Pädagogikstudenten in Pädagogik. Jeweils samstags abends um 19 Uhr war's soweit. Zwei Stunden Zeit hatten die Betreueranwärter für die Beantwortung der 49 offenen Fragen: Welche Verantwortlichkeiten haben Sie als Leiter/Betreuer? Ein Vater will sein Kind abholen, was tun Sie? Wie oft muß man Kindern sagen, daß sie ruhig zu Tisch gehen sollen? Was verstehen Sie unter ständiger Kontrolle der Kinder? Wenn Sie ein Kind strafen müssen, was bedenken Sie? usw. Die 2000 in der Nacht zum Sonntag korrigierten Antworten zeigten, wo unsere Schulungsarbeit bisher erfolgreich war, wo sie noch Lücken hinterlassen hatte. Unbefriedigende Antworten veranlaßten uns zu weiteren Aufarbeitungen am nächsten

Morgen. Diskutiert wurde auch hier nicht viel, eher bestimmten wir. Seine individuellen Besonderheiten konnte jeder dann im Aufenthalt entfalten. Da wollten wir niemanden mehr dreinreden, solange es den Kindern gut ging. Wer die Prüfung nicht bestanden hatte, konnte nicht Betreuer werden. Das waren schwerwiegende Entscheidungen – auch für uns. Wir fühlten uns vorrangig verantwortlich für das Ganze – wenn nötig auch gegen den einzelnen. Die Gruppe stand dann meistens auf der Seite der Gescheiterten. Aber wir argumentierten, daß es bei solchen Entscheidungen um die spätere Zusammenarbeit im Team gehe. Wer will und wer kann da schon für den mitarbeiten, der nicht mitarbeitet? Auf sieben Kinder kam ein Betreuer. Wenn einer ausfiel, hatte ein anderer 14 Kinder. Das war für den einzelnen Betreuer zuviel, für das Ganze bedeutete es Gefahr. Wir wollten möglichst homogene Teams bilden – homogen innerhalb der Teams, aber auch zwischen den Teams. Jeder sollte jeden ersetzen können, andererseits sollten aber auch die Fähigkeiten und Temperamente gut verteilt sein. Der Leiter sollte letztlich das Sagen haben, aber atmosphärisch sollte er der Erste unter Gleichen sein. Die Teamzusammenstellung am Sonntagmorgen war dann die letzte schwierige Hürde unserer Betreuerauswahl. Nicht unbedingt, wer sich mochte, sondern eher wer sich ergänzte, sollte in einem Team zusammenarbeiten. Auch an dieser Stelle muteten wir gar manchem Studenten eine Entscheidung zu, die nicht die seine war. Wir sind einen klaren Weg gegangen, haben viel gefordert, uns letztlich aber immer zugunsten der Person im Sinne der Sache arrangiert. Die Betreuerschulung und -auswahl war ein Kernstück des Besonderen, des Erfolges und – wer will es leugnen – in Ausnahmen auch des Mißerfolges unserer Betreuerarbeit. Einiges, wenn auch wenig, mußte im nachhinein korrigiert werden. Wo es brannte, waren wir sofort zur Stelle. Tagsüber betreuten wir unsere eigenen Kinder im Schullandheim in Herrschbach, nachts betreuten wir, wo es not tat, diese und jene Betreuergruppe oder auch mal die Heimeltern. Wo Betreuer überfordert waren, ergänzten wir die Teams, wo Heimeltern überforderten,

wechselten wir mit allen Kindern mitten in der Aktion das Heim. Keine Anstrengung war uns damals zu groß, wenn es darum ging, das Wohlergehen der Kinder und der Studenten zu sichern. Alle Anstrengung war uns nicht nur Belastung, sondern immer auch Spaß und Vergnügen. Jede Unternehmung dieser Art wurde immer auch zum Erlebnis. Wenn man sich fragt, warum wir Studenten das alles auf uns genommen, mitgemacht und ausgehalten haben, so lautet die Antwort: Einmal war es dieser Erlebnisschwung, der das Ganze und jedes Detail durchzog. Zum anderen waren es aber auch die innere Überzeugung und Einsicht, daß hier Sinnvolles passiert, was einzig studentischem Eigenengagement zu verdanken ist. Und zum dritten schuf unsere Konsequenz in entscheidenden Sachfragen eher Ver- als Mißtrauen: wer nichts fordert, ist nichts wert. Wer den hindernis- und erlebnisreichen Weg mitgegangen war, der gehörte dazu – weniger zur Institution als zur Bewegung. Viele Menschen von damals fühlen sich immer noch dazugehörig, gar manche treffen sich noch heute auf den erlebnisreichen Treffen von Wolfgang Kück, und nicht wenige sind miteinander verheiratet und haben Kinder.

Im Zuge der allgemeinen Liberalisierung wurden viele der institutionell und rituell verankerten Anforderungen an den einzelnen abgebaut bzw. mehr und mehr ganz weggelassen, wie beispielsweise die Prüfung. Die Hürden, um Betreuer zu werden, wurden niedriger gesetzt. Jeder entschied schließlich selbst: nicht nur, ob er Betreuer werden wollte, sondern auch, ob er Betreuer werden konnte. Eine Je-ka-mi-Atmosphäre (Jeder kann mitmachen) breitete sich aus. Die Teams wuchsen wie Bienenschwärme, man flog aufeinander, nicht aber mehr wie Kristalle, systematisch aufeinander aufgebaut. Die Macht der Institution wurde zur Ohnmacht. Pädagogik wurde zu etwas, was der einzelne immer richtig, die Institution immer falsch macht. Die Betreuungsarbeit des „Student für Berlin“ wurde dadurch manchmal inhaltsreicher, aber nicht konzentrierter. Mit diesen Einebnungen begann der Substanzverlust der Bewegung.

### Was dem Ganzen Struktur und Halt gab: das Große Spiel

Erlebnis trug also unsere Aktion, Disziplin sicherte sie. Dies war so bei uns Begründern, bei den Betreuern und schließlich auch bei den Kindern. Dieses Spannungsverhältnis zwischen Erlebnis und Disziplin war auch im ganzen Betreuungskonzept angelegt, dessen Kern das Große Spiel war. Jörg Gerster hatte es zuvor in einem Schweizer Jugendlager kennengelernt. Dieses Große Spiel gab unserem Lagerleben nicht nur die besondere Gestalt, es hielt es auch in Fluß. Indem im Großen Spiel gespielt wurde, brachte es Stimmung und Erlebnis. Indem im Großen Spiel die Kinder in Gruppen eingeteilt wurden, schuf es Ordnung und Übersicht. Somit war das Große Spiel übergreifender institutioneller Rahmen und vereinzelt individuelles Tun zugleich. Das Große Spiel setzte die verbindliche Struktur und ermöglichte das schöpferische Geschehen im Prozeß. Indem das Große Spiel unsere Betreuung auf eine klar vorgegebene Struktur einschränkte, machte es sie für uns bewältigbar. In der entsprechenden Begrenzung lag unsere Möglichkeit. Nur mit einer klaren festen Grundstruktur durften wir es wagen, so viele studentische Laien für eine solch verantwortungsvolle Facharbeit zu engagieren.

Jedes Große Spiel sollte möglichst bald beginnen. Es war vor den Aufenthalten immer schon vorbereitet worden. Es stand in engem Zusammenhang mit dem Lagerkonzept eines jeden Betreuerteams. Die Betreuer suchten ein Thema, das zu ihrer Kindergruppe paßte (je nach Alter und Geschlecht; an soziale Unterschiede haben wir damals leider noch nicht gedacht). Für kleine Kinder wählte man Märchen (Dornröschen, Zwerg Nase), für Jugendliche Zeitungsreporter (Stern, Spiegel), für 10- bis 13jährige Indianer (Sioux, Apachen). Jungen rasten als Automarken (BMW, Fiat) auf einer Autoralley quer durch Europa oder sie machten bei verschiedenen Fluggesellschaften (Lufthansa, Swiss-Air) eine Reise um die Welt. Mädchen erwanderten sich Landschaften (Ostpreußen, Eifel) oder konkurrierten als Modehäuser

(Dior, Chanel). Die geschlechtsspezifischen Differenzierungen in den Themen waren gut gemeint, aber in ihrer sozialen Bedeutung damals von uns noch nicht durchschaut. Die Entsendestellen hatten uns 1963 ohnehin nur eingeschlechtliche Kindergruppen geschickt; die Caritas traute uns darüber hinaus sowieso nur die Betreuung von Jungen zu. Das erste änderten wir 1964, das zweite nie. Nicht nur auf die Kinder, sondern auch auf sich stimmten die Studenten ihre Große-Spiel-Themen ab: Biologiestudenten wählten eher pflanzliche (Rosen, Tulpen), solche der Geologie eher steinige Themen (Granite, Basalte), ein jedes Team nach seiner Art. Hatte man das Thema, so wurde viel geeignetes Material zusammengetragen, um das Thema zu illustrieren und lebendig zu machen: Man sammelte Bücher, Plakate, Pressenotizen, Geschichten, Gegenstände, Kleider – eben alles, was zum Thema paßte. Hier war durchaus auch an Belehrungen gedacht, doch die gingen nicht selten im Erlebnis der Ferien unter.

In den ersten drei Tagen sollten die Betreuer die Kinder so gut kennengelernt haben, daß sie sie in die Große-Spiel-Gruppen aufteilen konnten. Je nach Thema identifizierten sich die Kinder dann mit Vogelgruppen (Stare, Meisen) oder mit den Gruppen historischer Geschlechter (Fugger, Welsler). Jede Gruppe bestand aus fünf bis sechs Kindern. Diese wählten sich einen Sprecher, der Mittler zwischen Gruppe und Betreuern war. Nicht Boß sollte der Sprecher sein, sondern Erster unter Gleichen wie bei den Betreuern. Doch mancher machte sich – kaum gewählt – zum Herrscher, gar mancher wurde dazu gemacht. Demokratische Grundhaltung bei den Kindern war weniger eine Tatsache, von der man ausgehen konnte, als vielmehr eine Aufgabe, der man sich als Betreuer zuwenden sollte. Nach der Gruppeneinteilung ging's dann gleich mit dem ersten Spiel im Großen Spiel los.

Die einzelnen Gruppen bewältigten ihre Spielaufgaben im Wettkampf zueinander. Jedes der Segelschiffe (Pamir, Passat) wollte beispielsweise bei der Weltumsegelung das Etappenziel als erstes erreichen. Für die beste und schnellste Aufgabenbewältigung gab es die meisten Punkte

(Seemeilen). Mehrmals täglich ging eine Gruppe als erster, eine andere als letzter durchs Etappenziel. Der Rest lag im Mittelfeld. Damit der Wettkampf spannend blieb, mußten alle Gruppen körperlich und geistig im Mittel gleich stark sein. Jede Gruppe mußte jederzeit gewinnen können, wenn sie sich anstrenge. Was der eine an Kraft und körperlicher Geschicklichkeit in die Gruppe einbrachte, mußte der andere mit geistiger Beweglichkeit ausgleichen. Der eine riß seine Mannschaft beim Fußballspiel raus, der andere beim Quiz. So konnte jeder auf seinem Gebiet etwas leisten, das schuf – wenn es gelang – Solidarität. Jeweils abends wurde dann der Etappensieger bekanntgegeben und geehrt und am Schluß des Aufenthaltes der Gesamtsieger. Um den Wettkampfcharakter zu relativieren, war die letzte Gruppe nicht der Verlierer, sondern der fünfte Sieger. So haben wir selbst mit dem Großen Spiel gespielt. Nichtsdestotrotz: Verlieren mußte man auch können.

In dieser Weise gab das Große Spiel als Schema dem einzelnen Tag wie den Gesamtferien Form und Halt. Die kleinen Gruppen des Großen Spiels gewannen eine innere Stabilität (man denke an die Gruppen in Sheriffs Ferienlagern), aus der sich viel Selbstregulierung der Kinder herleiten ließ. Für die Betreuer war das Gruppensystem des Ferienlagers ständig gut überschaubar und in seinen Teilen wie in seiner Gesamtheit leicht ansprechbar. Das Gruppensprecherprinzip machte eine Aufteilung der Betreuer auf die Gruppen unnötig. Jeder Betreuer konnte immer für alle Kinder dasein. Das übliche: „Meine Gruppe ist besser als deine“ entfiel unter den Betreuern. Diese Konkurrenz war auf die Ebene der Kinder verlagert. Es gab weitere organisatorische Aspekte des Großen Spiels: Ihr Punktekonto konnten die Gruppen auch durch schnelles Sammeln auf ein bestimmtes Zeichen hin (Trompete, Gong) aufbessern. Dies kam mehrmals täglich vor (vor den Mahlzeiten, auf Wanderungen usw.). Dadurch wurde das lästige Sammeln beschleunigt und garantierte im Verlaufe des Tages einen mehrmaligen Überblick über die Anwesenheit aller Kinder. Manche Betreuer wollten diese gut funktionierende

Möglichkeit auch auf die Disziplin beim Essen, die Sauberkeit beim Waschen, die Ordentlichkeit der Dienste (Schlafraum, Küche) ausdehnen. Doch damit wurde die Struktur des Großen Spiels überstrapaziert. Die Erlebniswünsche der Kinder wurden in solchen Fällen überlagert von den Disziplinsorgen der Betreuer. Doch nicht alles, was klappt, ist sinnvoll. Das Große Spiel mußte vorwiegend Spiel bleiben, wenn es als Grundstruktur Wirkung behalten sollte. Nur die vielen interessanten Spiele, die im Großen Spiel gespielt wurden, erhielten seine Tragfähigkeit. Solche Spiele waren für Gruppenwettkämpfe geeignete Spiele: Geländeläufe, Dorferkundungen, Hüttenbauen, Sportfeste, Lagerzirkus usw. Diese Spielarten waren dann auch der anfängliche Grundbestandteil unseres Beschäftigungsprogramms.

### **An den Grenzen des Großen Spiels**

Die Erlebnisqualität all dieser Spiele ist vorwiegend eingeeengt auf ihren Wettkampfcharakter. Befriedigt wird im Kern das Bedürfnis von Kindern, es besser machen zu wollen als der andere. Entsprechender Leistungserfolg bereitet Freude, entsprechendes Leistungsversagen schafft Mißmut bzw. bestenfalls den Stachel, es das nächste Mal besser machen zu wollen. Eine solche Erlebnisstruktur ist relativ einseitig, wenn auch durchaus funktional zum Leistungsprinzip unserer Gesamtgesellschaft. Es ist möglich, daß weniger das Spiel selbst als vielmehr lediglich die Leistung, die es ermöglicht, zum Motiv der Kinder wird. Muße, Beschaulichkeit, Liebe zur Sache, Rücksicht auf den Partner können zu kurz kommen. Je mehr Erfahrung wir in der Kinderbetreuung gewannen, um so mehr stach uns dies in die Augen, um so mehr suchten wir nach Spielen mit anderer Erlebnisqualität wie gemeinsames Singen, Basteln, Theaterspielen, Volkstanzen usw. Unsere Sammlung an solchen Beschäftigungsmöglichkeiten wurde im Verlaufe der Jahre immer größer. Mit Hilfe vieler liebenswerter Könner (Sepp Gregor, Klingende Brücke) konnten wir einen unersetzlichen

Schatz an entsprechendem Volksgut – zunächst in Deutschland, später in Europa – zusammentragen. Mit Hilfe eigennütziger Mitarbeiter (Sven Hölzel, Ferienlagerbuch im Luchterhand-Verlag) ließ sich dieser Schatz dann später so wirkungsvoll vermarkten.

Vor diesem reichhaltigen Angebot an Spielen mit einer weniger eindimensionalen Erlebnisstruktur wich die besondere Betonung des Großen Spiels mehr und mehr zurück. Die Möglichkeiten zum Erlebnis in unseren Aufhalten verlagerte sich dabei nur auf andere Spiele, die disziplinierende Struktur des Großen Spiels hinterließ jedoch ein großes Loch. Wo diese ordnende Struktur des Großen Spiels nicht mehr zur Wirkung kam, waren die ordnenden Fähigkeiten der Betreuer stärker gefragt. Doch eine solche Anfrage blieb häufig genug aus Mangel an Ausbildung ohne Antwort. Die relative Unerfahrenheit der studentischen Betreuer in der Gestaltung und prozessualen Bewältigung pädagogischer Felder trat deshalb bei Aussetzung des Großen Spiels deutlicher hervor. Der Fähig-

keitsgrad der Betreuer war also der Engpaß, von dem das Für und Wider des Großen Spiels abhängen mußte. Wenn ich dies hier so herausstelle, will ich die wirklichen Nachteile des Großen Spiels allerdings nicht übersehen. Es hatte seine Bewährungsprobe ja eigentlich nur in 10- bis 14jährigen Jungengruppen bestanden, die – damals zumindest – für Abenteuer- und Wettkampferlebnisse besonders aufgeschlossen waren. Mit vermehrter Einbeziehung jüngerer und älterer Kinder bzw. Jugendlicher sowie auch koedukativer und internationaler Lager in das Programm des „Student für Berlin“ verblaßten dann die Strukturvorteile des Großen Spiels wie von selbst. Da keine durchschlagenden äquivalenten und zeitgemäßen Strukturen für diese komplexeren Aufenthalte gefunden wurden, verschwand mehr und mehr die betreuerische Leichtigkeit, verblaßte mehr und mehr der betreuerische Glanz im „Student für Berlin“.